

# Sechs Thesen zur Typologie

*Nicht mehr nur die Universitäten und die beiden ETH sind Hochschulen. Hinzu kommen mit dem Hochschulförderungsgesetz die Fachhochschulen und die pädagogischen Hochschulen. Trotz unterschiedlicher Positionierung bleiben offene Fragen zur genauen Abgrenzung zwischen diesen Hochschultypen. Vertreter verschiedener Typen stellen hier mögliche Lösungen dieser Probleme vor. Von Gerd Folkers*

Das schweizerische Hochschulwesen ist ein Erfolgsmodell. Das hat einerseits mit einer guten Ausstattung und einem hochentwickelten Qualitätsbewusstsein zu tun; andererseits aber auch damit, dass zwischen den verschiedenen Bildungsinstitutionen bisher eine sinnvolle Aufgabenteilung existierte, die den Bedürfnissen von Gesellschaft und Wirtschaft sowie den unterschiedlichen Neigungen und Interessen der Studierenden Rechnung trägt.

Mit ihren komplementären Leistungsprofilen ergänzen sich universitäre Hochschulen, pädagogische Hochschulen, Fach- und Kunsthochschulen zu einem differenzierten Bildungssystem, das seinen wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Auftrag auf hohem Niveau erfüllt und dabei massgeblich zur Prosperität unseres Landes beiträgt. Dass sich die verschiedenen Hochschultypen auch in Zukunft einvernehmlich auf eine komplementäre Rollenteilung einigen, ist nicht selbstverständlich. Mit Blick auf das neue Hochschulförderungs- und -koordinationsgesetz (HFKG) hat sich neuerdings eine Diskussion über den Forschungsbegriff, das Doktorat und die Durchlässigkeit zwischen den Hochschultypen entfacht.

Genau mit diesen Themen haben sich Vertreter der Leitungsgremien der ETH Zürich, der Universität Zürich, der Zürcher Hochschule der Künste, der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, der Pädagogischen Hochschule Graubünden und der Hochschule für Technik und Wirtschaft HTW Chur auf Einladung der Fondazione Garbald und des Collegium Helveticum auseinandergesetzt. Die unterschiedlichen Standpunkte sowie die in den sogenannten Garbald-Gesprächen gemeinsam erarbeiteten und als tragfähig erachteten Lösungsansätze für die Umsetzung des HFKG werden im Folgenden dargestellt:

## Forschungsbegriff

Der Prozess, der heute als «Forschung» etabliert ist, hat sich über mindestens zwei Jahrhunderte standardisiert. Bildungsinstitutionen, die mit der Forschungsbildung betraut sind und selber Forschung betreiben, gelten in der Regel als «Hochschulen». Auch das neue HFKG fordert von allen Hochschulen einen Leistungsbeleg in der Forschung. Die komplementären Leis-

tungsprofile, die unterschiedlichen Trägerschaften und Finanzierungsmodelle dieser Hochschulen verlangen jedoch nach einer Differenzierung des Forschungsbegriffs. Fach-, Kunst- und pädagogische Hochschulen haben über die Zeit Strategien entwickelt, die nicht immer mit der Praxis universitärer Forschung kompatibel sind. Und eine simple Unterteilung in Grundlagenforschung (Universitäten) und angewandte Forschung (Fachhochschulen) genügt nicht – zumal sich zeigen lässt, dass viele Meilensteine der Grundlagenforschung erst durch Erkenntnisse der angewandten Forschung möglich wurden und dass umgekehrt die abstrakte Grundlagenforschung von grosser praktischer Bedeutung ist. Im Bereich der Kunsthochschulen hat sich ein offener Forschungsbegriff etabliert, der sinnlich organisiertes Erkennen einschliesst und auf einem Zusammenwirken von wissenschaftlichen und künstlerischen Elementen beruht.

## Doktorat als dritte Qualifikationsstufe

Der Begriff «Doktorat» verbindet sich üblicherweise mit einer spezifisch universitären Form des Forschens. Unabhängige Voraussetzung jeder universitären Forschung ist das Streben nach Erkenntnisgewinn durch Konzeptualisierung, Hypothesen- und Theorienbildung, je nach Disziplin auch durch experimentelles Überprüfen oder hermeneutisches Erörtern. Die universitären Hochschulen definieren sich weitgehend über den Anspruch, diese Art von Forschung zu ermöglichen und zu fördern. Dies schliesst nicht aus, dass in

bestimmten Fällen auch nichtuniversitäre Hochschulen Forschung im erwähnten Sinne betreiben.

## Durchlässigkeit zwischen Hochschulen

Die einzelnen Hochschultypen bereiten ihre Studierenden in konsistent aufgebauten Studiengängen auf bestimmte Abschlüsse vor. Die durchlaufene Bildung wird aber Einzelne auf neue Interessengebiete lenken, unvermutete Stärken und Fähigkeiten zutage fördern und damit neue Horizonte eröffnen. Es ist deshalb ein anerkanntes hochschulpolitisches Ziel, Studierenden mit einem genügenden Leistungsbeleg den Übertritt in einen anderen Hochschultyp zu ermöglichen. Jede Hochschultypologie muss diese Möglichkeit berücksichtigen. Für die Bachelor- und Masterstufe sind die Übertritte in der Schweiz bereits weitgehend geregelt. Diese Regeln sehen vor, dass in beiden Richtungen Zusatzleistungen in einem definierten Umfang erbracht werden müssen.

Vor dem Hintergrund dieser grundsätzlichen Überlegungen wurden in den Garbald-Gesprächen folgende Thesen formuliert:

► **1.** Die schweizerischen Hochschulen lassen sich in universitäre Hochschulen, Fachhochschulen, pädagogische Hochschulen und Kunsthochschulen einteilen. Da sich die Kunsthochschulen in mehrfacher Hinsicht deutlich von den Fachhochschulen unterscheiden, ist es sinnvoll, sie im Hinblick auf den Forschungsbegriff und die dritte Qualifikationsstufe als eigenen Hochschultyp zu behandeln.

► **2.** Jeder Hochschultyp soll die Möglichkeit haben, neben der Bachelor- und der Masterstufe eine dritte Qualifikationsstufe anzubieten.

► **3.** Die Verleihung des Dokortitels bleibt den universitären Hochschulen vorbehalten. Das Doktorat gilt als Ausweis eigenständiger wissenschaftlicher Forschung und ist in der Regel inhaltlich dem Fachgebiet einer betreuenden Person zugeordnet, die aufgrund eigener profunder Forschungserfahrung die Vorgehensweisen und Resultate der Doktorierenden kritisch hinterfragt. Zudem ist an den universitären Hochschulen in der Regel eine kritische Masse von Personen mit ähnlichen Forschungsinteressen und Forschungserfahrung gegeben, was für die internationale Sichtbarkeit der Forschung ebenso wichtig ist wie für die Motivation der jungen Forschenden und ihre Integration in die Wissensgemeinschaft.

► **4.** Der Zugang zum Doktorat an einer Universität oder ETH steht grundsätzlich auch herausragenden Absolventen eines Masterstudiengangs einer vom Bund anerkannten Fach-, Kunst- oder pädagogischen Hochschule offen. Das wird in vielen Fällen bereits heute praktiziert. Institutionalisierte Formen der Kooperation zwischen nichtuniversitären und universitären Hochschulen können diese Praxis weiter erleichtern.

► **5.** Die bevorzugte Form der dritten Qualifikationsstufe nichtuniversitärer Hochschulen ist das gemeinsam mit universitären Hochschulen durchgeführte kooperative Doktoratsprogramm. Bereits jetzt sind nichtuniversitäre und universitäre Hochschulen bestrebt, sol-

che Programme gemeinsam zu ermöglichen. Ziel dieser Kooperation ist die Promotion an Universität oder ETH.

► **6.** Falls sich in einer bestimmten Studienrichtung ein gemeinsames Doktoratsprogramm nicht sinnvoll realisieren lässt, sollen die nichtuniversitären Hochschultypen auch andere, international lesbare und dem Doktorat gleichrangige, in der Benennung jedoch davon unterschiedene Varianten einer dritten Qualifikationsstufe entwickeln können. Dies eröffnet unabdingbare Möglichkeiten für die Hochschultypenspezifische Forschung. Sichtbare eigene Forschungsprogramme bieten für die jeweilige Hochschule eine zusätzliche Attraktion und erweitern auch die Möglichkeiten interner Nachwuchsförderung. Nichtuniversitäre Hochschulen können bei der Rekrutierung ihres Lehrkörpers vermehrt auch auf eigene Absolventen zurückgreifen.

Auf der Grundlage des neuen HFKG will der Bund gemeinsam mit den Kantonen die Qualität und Wettbewerbsfähigkeit des schweizerischen Hochschulsystems sichern. Der Kooperation zwischen den Institutionen kommt hier eine zentrale Bedeutung zu, und der Gesetzgeber hält denn auch an der Komplementarität der verschiedenen Hochschultypen fest. Die obigen Thesen knüpfen hier an; sie möchten dazu beitragen, das Potenzial eines differenzierten und vielfältigen Bildungsangebots auch weiterhin optimal zu nutzen.

Gerd Folkers ist Professor für Pharmazeutische Chemie an der ETHZ. Er leitet das Collegium Helveticum.

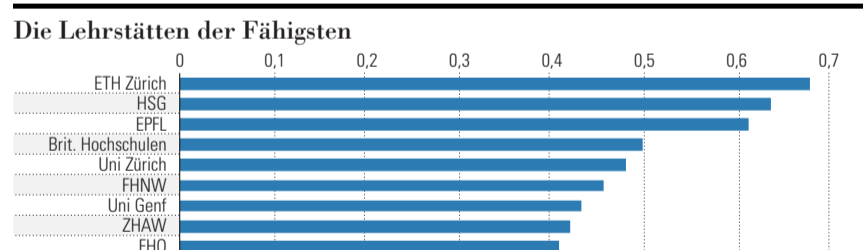
Claudia Wirz

Es ist eine frohe Kunde für die rätoromanische Welt. Der Lehrstuhl für Rätoromanisch an der Universität Freiburg ist gerettet. Eine Nachfolge für den emeritierten Professor Georges Darms wird gesucht. Er – oder sie – soll auf den 1. Februar 2014 die Vollzeitstelle antreten. Bachelor- und Masterstudium sind möglich, ebenso wie das Doktorat. Die Universität Freiburg rechnet pro Jahrgang mit 1 oder 2 Hauptfachstudenten und 3 bis 6 Nebenfachstudenten. Damit wird es also weiterhin für das Rätoromanisch in der Schweiz zwei Professuren geben: eine in Zürich und eine eben in Freiburg. In Zürich wird man sich bei Clà Riatsch schwerpunktmässig mit der rätoromanischen Literatur befassen. In Freiburg sind die Linguistik und die Didaktik zu Hause.

## Verbotene Fragen

Zugegeben, sogenannte Orchideenfächer sind dankbare Zielscheiben für Kritiker der gegenwärtigen Hochschulfinanzierung, die angebotsmässig funktioniert: Was die Hochschulen anbieten, wird (vom Steuerzahler) finanziert. Dabei stehen die exotischen Fächer nicht immer zu Recht im Schaulden der öffentlichen Kritik, weil sie die Budgets der Hochschulen nur marginal belasten und in der Regel auch nicht zu den teuersten Studiengängen gehören. Würde man diese Fächer streichen, hätte dies auf Ganze gesehen finanziell wohl kaum einen spürbaren Effekt.

Gleichwohl eignen sich die Orchideenfächer trefflich, um die Frage nach der Effizienz der Hochschullandschaft zu exemplifizieren. Braucht die Schweiz zwei Professuren für Rätoromanisch bei



Anteil der Firmen, die mehrheitlich Absolventen einer bestimmten Hochschule einstellen und die Absolventen dieser Hochschule generell als die fähigsten betrachten. 1,0 = 100 Prozent.

QUELLE: ECONOMIESUISSE (2012)

NZZ-INFOGRAFIK/ckc.

einer Handvoll Studenten, braucht sie zwei Standorte für Sinologie, oder, um nicht nur auf die «Kleinen» zu zielen, braucht sie zwei Standorte für die kostspielige Veterinärmedizin? Ist die neu gegründete Wirtschaftsfakultät an der jungen Universität Luzern wirklich zwingend notwendig? Entspricht das traditionelle Idealbild der Volluniversität überhaupt noch den Bedürfnissen der heutigen Wirtschaft, oder sollten sich Hochschulen vielmehr diversifizieren und spezialisieren, wie es zum Beispiel die kleine Universität Liechtenstein tut? Solche und ähnliche Fragen hört man im freundeidgenössischen Bildungsestablishment nicht gern. Denn bei der Gestaltung der Hochschullandschaft und im Bildungsföderalismus spielen viele Interessen eine Rolle, nicht nur akademische. Auch Standortfragen und regionalpolitische Begehrlichkeiten stehen zur Disposition. Die Frage nach der Effizienz kratzt an einem Tabu.

## Basel abgeschlagen

Der Markt allerdings beantwortet diese Fragen mit seinem Rekrutierungsverhalten. Eine bisher nicht veröffentlichte Umfrage von Economiesuisse aus dem Jahr 2012 zeigt, welche Hochschulabsolventen von Schweizer Unternehmen am liebsten eingestellt werden bzw. von welchen Hochschulen aus der Sicht der Unternehmen die fähigsten Absolventen stammen. Spitzenreiterin ist die ETH Zürich, die Universität St. Gallen steht an zweiter Stelle, vor der ETH Lausanne. Platz vier geht an die britischen Hochschulen, die Universität Zürich belegt Rang fünf, und an sechster Stelle folgt mit der Fachhochschule Nordwestschweiz die erste Fachhochschule. Abgeschlagen stehen auf den

hinteren Rängen die Universitäten Luzern, Basel und Neuenburg (vgl. Grafik). Etwa 40 Prozent der Befragten waren der Meinung, dass ein geisteswissenschaftliches Studium nur wenig für die reale Berufswelt bringe. Am besten schneiden bei den Unternehmen die Lehrstätten mit Spitzenforschung einerseits und die Orte der praktischen Ausbildung andererseits ab. Befragt wurden Lehrmeister, CEO und Personalverantwortliche.

Die spezialisierten Hochschulen haben in dieser Umfrage also die Nase vorn. Müsste man daraus Schlüsse für die Gestaltung der Hochschulpolitik ziehen? Der Think-Tank Avenir Suisse hat es getan. Als «Idee für übermorgen» schlägt er eine Finanzierung vor, die sich an der Nachfrage und nicht wie heute am Angebot orientiert. Der Vorschlag nimmt im Grunde die alte Idee des Bildungsgutscheins auf: Jeder junge Mensch erhält ein Bildungskonto für ein Hochschulstudium. Über Studiengebühren würde die Hochschule sodann nachfrageseitig finanziert. Avenir Suisse ist überzeugt, dass diese Art der Finanzierung die Wettbewerbsfähigkeit der Hochschulen stärken würde, dass Diskussionen über die «gerechte» Mittelverteilung obsolet würden und dass eine Ausdifferenzierung unter den Hochschulen stattfinden würde.

Doch was würde es für die Wissenschaft bedeuten, wenn man ihre Gestaltung kompromisslos der «Schwarmintelligenz» der Nachfrage überlassen würde? Würde dies nicht zu einem «Artensterben» im Fächerwald führen? Auch für Orchideenfächer werde es weiterhin Platz geben, meint Rudolf Walser von Avenir Suisse. Aber vielleicht müsste man dafür dann halt ins Ausland reisen.

# Zwischen Exzellenz und Effizienz

*Sind die Schweizer Hochschulen effizient? Bilden sie genug und den richtigen akademischen Nachwuchs aus? Ist das Idealbild von der Volluniversität überholt? Solche Fragen gehören sich nicht, aber der Markt beantwortet sie trotzdem.*